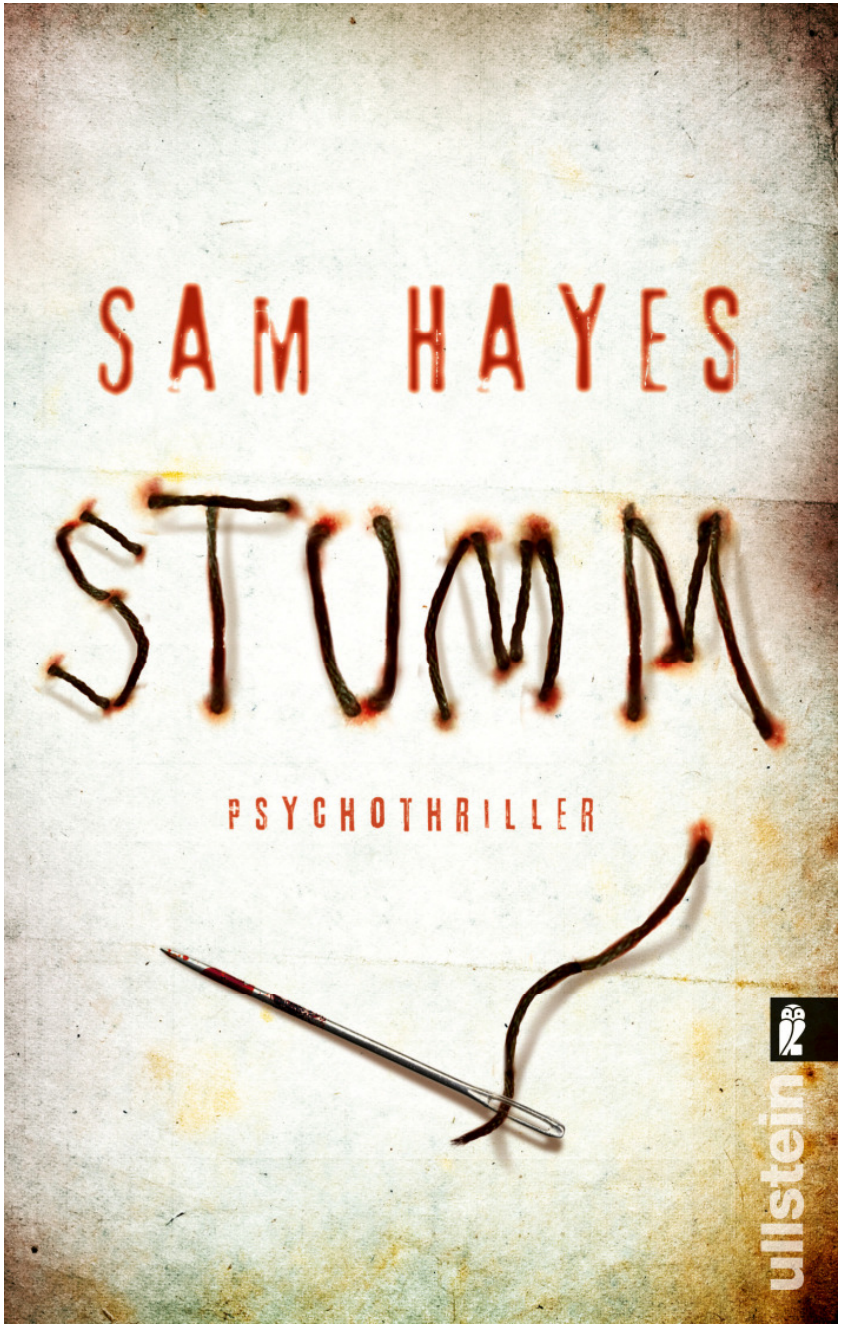

Ullstein Taschenbuch

Sam Hayes

Stumm

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von Carola Kasperek

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage März 2010
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010
© 2008 Sam Hayes
Titel der englischen Originalausgabe:
Unspoken (Headline Publishing Group, London)
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Titelabbildung: © Artwork HildenDesign unter Verwendung
eines Motivs von © Emma Innocenti / Stone / Getty Images
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28038-7

Prolog

Als Kind lernt man, über einige Dinge nicht zu sprechen. Außerdem macht man die Erfahrung, dass manche Leute an die Decke gehen, wenn man bestimmte Wörter benutzt.

Ich war vier und gerade in die Vorschule gekommen, als ich zum ersten Mal meinen Vater erwähnte. »Wo ist denn *mein* Daddy?«, fragte ich meine Mutter. Bevor mir auffiel, dass offenbar alle anderen kleinen Mädchen einen Vater besaßen, hatte ich mir nichts weiter dabei gedacht, dass ich keinen hatte. Es wurde einfach nicht über ihn gesprochen. Als hätte es ihn niemals gegeben.

An jenem ersten Tag in der Vorschule sollten wir ein Bild von unserer Familie malen, doch ich malte nur ihn. Groß und stolz stand mein Daddy da und blickte mich mit seinen schönen blauen Augen an, genau dieselbe Farbe wie meine. Lächelnd streckte er die Arme aus, als sollte ich mich so stürmisch hineinwerfen, dass es ihn fast umwarf.

»Sieh mal, das ist mein Daddy«, sagte ich zu meiner Mutter und wedelte ihr mit dem noch feuchten Blatt Papier vor der Nase herum. Wir waren auf dem Heimweg. Unvermittelt ließ sie meine Hand los. Ich blinzelte zu ihr empor, konnte jedoch gegen den hellen Himmel gar nicht richtig erkennen, wie wütend sie mich anstarrte.

In meinem ganzen Leben machte sie nur ein einziges Mal eine Bemerkung über meinen Vater, und zwar damals, an jenem Septembertag auf dem einsamen Weg zur Farm, als die

Sonne uns auf den Rücken brannte. »Du hast keinen Vater, Julia. Sprich nie wieder von ihm.« Mit einem leisen *Schsch* legte sie dann den Finger an die Lippen und brachte mich damit für immer zum Schweigen.

Jetzt bin ich erwachsen und habe selbst Kinder, doch seit jenem Tag frage ich mich, wie man von etwas sprechen soll, das man nie besessen hat. Wie soll man Worte wählen, die einfach nicht vorhanden sind?

Es ist ja gerade die Sprache, die Art und Weise, wie die einzelnen Silben unserem Mund entschlüpfen und dann im Raum stehen, die jeden von uns so unverwechselbar macht.

Doch erst wenn diese Wörter ein Eigenleben entwickeln, kommt alles ans Licht. Wenn das Schweigen der Vergangenheit auf die Gegenwart trifft.

Julia

Ich fand sie rein zufällig. Ganz verrenkt lag sie auf der Seite, am Feldrand, in dem spröden Gras, das voller Raureif war. Ihre Lippen waren rötlichblau angelaufen, die aufgerissenen Augen starrten in den Winterhimmel.

Sie lag vollkommen still, ihre bleiche Haut glitzernd vom Frost, die rotlackierten Nägel ausgebreitet wie die Perlen einer zerrissenen Kette.

»Grace!« Ich fiel auf die Knie und fingerte in der Tasche nach meinem Handy. Dann riss ich mir die Jacke vom Leib und faltete sie ganz klein zusammen. Die bloßen Beine des Mädchens wirkten unnatürlich verdreht. »Grace, was ist denn passiert?« Ich wusste nicht, ob sie überhaupt noch lebte.

Sie drehte den Kopf, und ich spürte am Handgelenk, wie sich eine Sehne an ihrem Hals anspannte. Als sie den Mund öffnete, sah ich die Salzkruste auf ihren Lippen.

»Was ist geschehen, Grace?«

Bei unserem letzten Zusammentreffen hatte sie mir eilig ihren Englischaufsatz auf den Schreibtisch gelegt und war zum Klassenzimmer hinausgewirbelt, wie es Teenager eben tun. Das Schuljahr war zu Ende, und alle freuten sich auf Weihnachten. Weil mich gerade so vieles in meinem Leben in Atem hielt – wie zum Beispiel Mum und Murray –, war ich noch nicht einmal dazu gekommen, die Arbeit nachzusehen.

»Dok…tor.« Ihre Stimme war nur ein tonloses Krächzen.

»Ich habe den Rettungswagen schon angerufen, Grace.

Bleib ganz ruhig.« Ich zog ihren zerschundenen Körper ganz dicht an mich, in den Schutz meiner Arme und Beine, meiner Haare.

In großen Sprüngen kam Milo über das Feld gerannt, legte sich instinktiv auf Graces Beine und gab ihr so die Lebenswärme zurück. Sein hechelnder Atem traf in dampfenden Stößen auf ihre Knie.

Es dauerte zwanzig Minuten, bis die Sanitäter auf der Anhöhe am Ende des Weges auftauchten. Auf der Lightning Lane führten viele Leute ihre Hunde aus, doch nicht alle gingen bis zum Ende des Weges, wo sich der alte Steinbruch weit wie ein Amphitheater öffnete. Als Kind war ich dort immer die Böschung hinuntergerannt. Dabei versagten mir fast die Knie, mein Haar war zerzaust, und unser Hund rannte bellend neben mir her, in die von Menschen geschaffene Senke. Murray tat immer so, als würde er mit mir um die Wette rennen, doch er ließ mich jedes Mal gewinnen.

»Kannst du mich hören, Schätzchen?«

Ein Sanitäter löste Grace behutsam aus meinen Armen. Sie waren zu dritt, zwei Männer und eine Frau, dazu zwei Polizisten, deren Füße Abdrücke auf dem Raureif hinterlassen hatten.

»So habe ich sie gefunden«, stammelte ich. Alles erschien mir unwirklich. »Ich habe den Hund meiner Mutter ausgeführt.« Ich fror nicht, obwohl meine Jacke immer noch unter Graces Kopf lag und mir der Atem in eisigen Schwaden vor dem Gesicht stand. Ich hatte mich schon an das taube Gefühl gewöhnt. »Zuerst dachte ich, es wäre eine Puppe.« Eine alte, achtlos weggeworfene Schaufensterpuppe.

»Wie heißt du, Schätzchen?«, fragte die Sanitäterin.

»Grace. Grace Covatta. Ihr Vater ist Italiener«, sagte ich, als Grace nicht antwortete.

»Grace, Kleines, kannst du mich hören?« Während die Frau versuchte, sie zum Sprechen zu bringen, wickelte ein

anderer Sanitäter Grace in eine folienbeschichtete Isolierdecke und öffnete dann eine Kiste, die tragbare Geräte enthielt. Er schloss das Mädchen an eine kleine Sauerstoffflasche an, und das Piepen des Geräts zeigte, dass kaum noch Leben in Grace war. »Hat sie Ihnen gesagt, was passiert ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin mit dem Hund meiner Mutter spazieren gegangen. Auf einmal jagte er einem Kaninchen nach, und ich drehte mich um und wollte ihn zurückrufen. Da sah ich …« Im Morgennebel hatte ich es zuerst nicht klar erkennen können, bis ich die Augen zusammenkniff und ungläubig blinzelte. »Da sah ich Grace. Bitte sehen Sie sich mal ihre Füße an. Sie sind verletzt.«

»Im Krankenhaus wird man sich um sie kümmern. Sie hat aufgehört zu bluten.«

Der Sanitäter drehte sich zu Grace um und sprach so laut und überdeutlich mit ihr, als wäre sie taub. Ich hätte es mir denken können. Bei Flora machen es die Leute immer genauso – als wäre sie beschränkt. »Wir legen dich jetzt auf eine Trage, Grace. Wir bringen dich ins Krankenhaus.« Sein Mund war eine große, runde Öffnung, wie bei einem Goldfisch, der zu sprechen versucht.

Grace sagte nichts, sondern starrte nur vor sich hin. Sie machte Anstalten, mit der trockenen, geschwollenen Zunge die Lippen zu befeuchten, tat es dann aber doch nicht. »O Gott!«, rief ich, wandte mich ab und zog dabei an Milos Halsband. Die entschlossene, vertraute Bewegung erinnerte mich wieder daran, warum ich mich an diesem frostigen Dezembermorgen hier draußen aufhielt.

Die Besatzung des Rettungswagens arbeitete rasch, während die Polizisten das Gebiet absperrten und Verstärkung anforderten. Grace wurde auf eine Falttrage gehoben, und ich ging nebenher, als sie sie den Weg hinauftrugen.

Sie lag stumm da, und ihr Körper ruckte im Takt der Schritte.

»Deine Englischarbeit war toll, Grace. Ich habe dir eine Eins gegeben.« Ich berührte ihre Schulter unter der Folie und hoffte, ihr damit ein wenig das Gefühl von Normalität zu vermitteln. Ich hatte der Klasse aufgetragen, einen Aufsatz von zweitausend Wörtern über das Böse zu schreiben. Das Thema war bewusst weit gefasst, um auch die fauleren Schüler zu motivieren. Ich hatte die Arbeiten noch nicht korrigiert, doch ich wollte, dass Grace eine Eins bekam.

»Können Sie sich vorstellen, was ihr zugestoßen ist?«, fragte ich. »Sieht es so aus, als wäre sie …?« Ich brachte die Worte nicht über die Lippen. Keuchend versuchte ich, mit den Sanitätern Schritt zu halten, und zerrte dabei den hechelnden Milo an der Leine hinter mir her. Ich wollte ihn in meiner Nähe haben.

»Das werden die Ärzte herausfinden. Sind Sie eine Verwandte?«

»Ich bin ihre Englischlehrerin.«

Wo die Lightning Lane in die Landstraße mündet, war der Boden morastig und mit gefrorenen Blättern übersät. Schon in meiner Kindheit und noch viel früher erinnerte der Name des Wegs an einen Blitzschlag. Der Grund dafür war, hatte Mum immer erzählt, dass in drei aufeinanderfolgenden Jahren eine Eiche, eine Buche und eine Kastanie einem Unwetter zum Opfer gefallen waren.

Hatte Mum gesagt.

Mum hat auch einmal gesagt, das alles Schlimme immer dreifach kommt. Das Übel in schönen ordentlichen Dreiecken. Jetzt, bei dem ganzen Durcheinander, musste ich an Mum denken. Und an Murray und mich. Unser eigenes leidvolles Dreieck.

Ein Rettungswagen und ein Streifenwagen versperrten den Weg. Ihr Blaulicht flackerte im trüben Zwielicht. Schon hatte sich eine Schar Schaulustiger eingefunden, und in Windeseile würde sich die Neuigkeit in den umliegenden Dörfern ver-

breiten, bis sie auf den Titelseiten der Zeitungen angelangt war. Innerhalb weniger Stunden würden die Druckpressen der Regionalblätter auf Hochtouren laufen, und Graces Name wäre eine Schlagzeile.

Wie eine Arktisexpedition kamen wir anmarschiert und hatten kaum die Fahrzeuge erreicht, als sich schon genau die Gaffer herandrängten, die ich erwartet hatte. Das erinnerte mich wieder daran, warum wir aus dem kleinen Dorf, in dem sich Klatsch und Tratsch schneller als per E-Mail verbreiteten, fortgezogen waren. Hätte nicht Grace dort auf der Trage gelegen, wäre ich einfach weggegangen, dankbar dafür, dass ich mit der ganzen Sache nichts mehr zu schaffen hatte. Dreizehn Kilometer waren nicht viel, doch ein Städtchen wie Ely bot zumindest genügend Anonymität.

Ich drängte die Schaulustigen zurück – wie ein Wellenbrecher, der Grace vor der andrängenden Flut schützte –, doch dadurch verpasste ich den Zeitpunkt, als die Sanitäter sie in den Wagen schoben. So konnte ich mich nicht von ihr verabschieden, ihr alles Gute wünschen oder ihr sagen, wie gern ich sie bald wieder in der Schule sehen würde. Aber was konnte man eigentlich jemandem sagen, der so etwas durchgemacht hatte wie Grace?

Gleich darauf fuhr der Rettungswagen die Straße hinunter, nachdem ein kurzer Sirenenton die Menschenmenge auseinandergescheucht hatte. Die Verstärkung der Polizei war eingetroffen. Ich ließ mich auf die reifbedeckte Wiese fallen, und die Beamten baten mich, eine Aussage zu machen. Ich erzählte ihnen, was geschehen war, und sie notierten alles, einschließlich des einzigen Wortes, das Grace gesagt hatte.

Das war am Freitag, und jetzt bin ich noch immer hier auf Mums Farm, um ihr zu helfen. So gehört es sich schließlich, oder? Man führt den Labrador aus, findet das Opfer eines grauenvollen Verbrechens, kommt wieder nach Hause und

liest die Zeitung. Ein Alptraum als Faden im Gewebe der Normalität.

»Mum«, sage ich sanft. Ich umfasse ihre Hände und führe sie an meine Lippen. »Grace ist immer noch im Krankenhaus.« Dort liegt sie jetzt schon seit vier Tagen. Sie kann weder gehen noch sprechen. Sie hat Verletzungen am Kopf und an den Sehnen ihrer Füße. Sie wissen noch nicht, wie lange es dauern wird, bis sie wieder gesund ist. In ihrem Fall will sich niemand festlegen.

Mum starrt vor sich hin. War da nicht ein leichtes Rucken mit dem Kopf, ein Funke von Interesse? Sie kennt Grace nicht, aber ich habe ihr erzählt, dass das Mädchen meine Schülerin ist. Im Laufe der vergangenen Woche habe ich Mum viel erzählt, das meiste davon unverbindliches Geplauder und etwas über ihre Enkel und ihre beiden halbwüchsigen Pflegekinder. So wie die Dinge liegen, werde ich mich bis auf Weiteres um die beiden kümmern.

Ich dachte, der Schock darüber, was Grace in der Lightning Lane zugestoßen ist, würde eine Reaktion hervorrufen – doch nichts. Mum ist leer. Ihr Blick ist ausdruckslos, die Lippen sind unwillig zusammengepresst. Nur wenn ich ihr eine Tasse Tee reiche oder ihr einen Teller mit Essen hinstelle, löst sie sich ein wenig aus ihrer Erstarrung. Mir kommt es vor, als hörte ich ihre Knochen knirschen, wenn sie isst. Als würden sie hinter ihrem Rücken tuscheln.

»Es heißt, die arme Grace wird noch eine Ewigkeit im Rollstuhl sitzen und monatelang Physiotherapie machen müssen. Wegen ihrer Kopfverletzungen machen sich die Ärzte große Sorgen.« Ich seufze und frage mich, ob Mum tief drinnen ebenfalls einen kleinen Seufzer ausstößt, wie ein Echo meines eigenen. Eine winzige Regung von Traurigkeit hinter ihrem mürben Brustbein. »Ich werde sie bald besuchen.« Ich drücke Mum noch einen Kuss auf den Scheitel.

Gerade als ich die Butterbrote für sie auf den Tisch stelle,

kommen meine beiden Kinder in die Küche gerannt. Alex stopft sich sein Brot schon in den Mund, bevor er richtig sitzt. Ich fahre mit den Fingern durch Floras Haar und rücke ihr den Stuhl näher an den Tisch. Die Teenager lassen sich mehr Zeit damit, zum Essen zu kommen.

Orangensaft? Mit den Händen forme ich für Flora das Wort. Sie nickt lächelnd. Ein Stückchen Käse ragt ihr aus dem Mund. Ich schmiere einen Teller Brote für die Pflegekinder, die ihr Essen mit nach oben nehmen. In den vergangenen Tagen haben sie sich rar gemacht und sind dem ganzen Wirbel um Mum wohlweislich aus dem Weg gegangen.

Dem Mädchen fällt noch rasch ein, danke zu sagen, wobei sie mich mit einem angedeuteten nervösen Lächeln anblickt. Ihr Bruder schweigt. Ich mache mir Sorgen um ihn, denn er verschwindet manchmal für mehrere Stunden und kommt dann völlig verdreckt wieder.

Klirrend stelle ich die Gläser auf den Tisch und blicke mich in der Küche um. In diesem Haus hat sich in den letzten Jahren nicht viel verändert. Das Fenster klappert noch immer im Wind, und wenn der Regen von Norden kommt, muss man nach wie vor eine Schüssel unter das Fensterbrett stellen, um das Wasser aufzufangen. An allen Wänden stehen alte Kiefernschränke und Kommoden, vollgestopft mit Alltagsgeschirr, Gläsern, angestoßenen Tafelservices, Kinderzeichnungen, Spitzentischdecken und Schubladen voller Schnüre, Klebstofftuben, kaputter Stifte und alter Rechnungen. Die Bodenfliesen sind vielleicht eine Spur dunkler, als ich sie in Erinnerung hatte, die Wände vergilbter, doch das ganze Haus riecht noch wie früher: nach Holzrauch, Essen und Liebe.

»Pack dich doch warm ein und geh mit Flora runter zur Seilschaukel«, sage ich zu Alex. Doch dann, auf halbem Weg zur Spüle, halte ich inne. »Aber es ist vielleicht zu kalt. Wollt ihr euch lieber einen Film ansehen?«

Irgendjemand hat Grace das angetan. Hat ihr die Glieder

verrenkt, ihr Schnittwunden zugefügt und sie nackt auf dem Feld liegen lassen. Ich nehme meine Kinder in den Arm. Solange wir in Omas Haus sind, werden sie nicht draußen spielen.

»Nein, wir wollen auf den Feldern spielen. Es ist nicht zu kalt.« Alex quengelt nicht, sondern sagt einfach, was er möchte. Ob er das von seinem Vater gelernt hat? Und wie sein Vater sieht er auch ein, wenn es keinen Zweck hat. Was ich gesagt habe, gilt. Ich werfe ihm einen mahnenden Blick zu.

Dann sage ich freundlich: »Möchtest du auch Käse, Mum?«

Ich weiß, dass sie nicht antworten wird, doch ich finde, ich sollte zumindest fragen. Schon jetzt kann ich mich kaum noch an ihre Stimme erinnern, obgleich es erst eine Woche her ist, seit sie verstummte. Keiner weiß, warum.

Ich stelle den Teller mit dem Butterbrot auf ein Tablett und setze es auf ihrem Knie ab. »Wenn du noch näher ans Feuer rückst, wirst du geröstet wie eine Scheibe Toast.« Mir fällt auf, dass mein Ton besser in einen Kindergarten gepasst hätte. »Euer Dad geht später sowieso mit euch raus, Alex.« Als wenn das ein Grund wäre, nicht draußen zu spielen. »Er kommt um fünf.«

Alex grinst, und im Handumdrehen verwandelt er sich in einen kleinen Murray, mit seinem breiten, aufgeweckten Gesicht und den Augen, die vor fast schon übertriebener Vorfreude funkeln. Er erinnert mich an meinen Ehemann, den ich zu kennen glaubte. Flora zupft mich am Ärmel und gebärdet: Was? Ärgerlich fährt ihr Finger durch die Luft, ihre Augenbrauen sind zusammengezogen.

Dad, sage ich ihr. Er holt euch um fünf. Flora lässt ihr Butterbrot stehen, läuft zu ihrer Großmutter hinüber und kuschelt sich neben dem Tablett auf ihren Schoß. Offensichtlich will sie nicht weg.

Seufzend streife ich die Gummihandschuhe über und

mache mich an den Abwasch. Mum besitzt keinen Geschirrspüler. Auch keine Waschmaschine, keinen Trockner und weder Fernsehen noch Wasserkocher. Wenn wir Großmutter besuchen, ziehen wir uns einen zweiten Pullover über, und die Kinder nehmen ihren tragbaren DVD-Player mit.

»Wo geht Dad mit uns hin?«, erkundigt sich Alex, den letzten Bissen Brot noch im Mund. Er spült ihn mit dem Rest Milch hinunter.

»Ich hoffe nur, nicht auf dieses Boot. Jedenfalls nicht im Dunkeln.« Während ich die Hände in die heiße Seifenlauge stecke, stelle ich mir vor, wie Flora von dem schmalen Boot fällt, unfähig, um Hilfe zu rufen. In ihren geöffneten Mund dringt das Flusswasser des Cam. »Wahrscheinlich geht er mit euch zum Bowling oder in diese nette Pizzeria.« Ich beruhige mich selbst mit der Vorstellung, dass die drei einen Abend in der Stadt verbringen. Dort wird bestimmt nichts passieren.

»Vielleicht besuchen wir auch jemanden«, fügt Alex hinzu.

»Wen denn?« Ich merke selbst, dass die Frage zu schnell kam, und hoffe, Alex hat es nicht mitbekommen. Mann oder Frau?, denke ich. Unsere Leben driften bereits auseinander.

Alex zuckt die Achseln, und ich dringe nicht weiter in ihn, denn plötzlich klirrt es. Flora hat Mums Teller hinuntergeworfen.

Mach dir nichts draus, gebärde ich mit meiner Hand in dem nassen gelben Handschuh. Um ihr Lächeln zu verbergen, drückt sie ihr Gesicht an Mums Schulter, die daraufhin den Arm locker um Floras Taille legt. Es ist das deutlichste Lebenszeichen, das sie seit Tagen von sich gegeben hat.

Murray kommt eine Stunde zu spät. Er steht in der Tür, und ich pfeffere ihm die Autoschlüssel wesentlich fester hin als beabsichtigt. Mit überraschter und gekränkter Miene presst er sie an die Brust. Doch dann verrät sein Blick, dass er ver-

standen hat. Sein Wagen ist zur Reparatur und muss noch für eine Weile in der Werkstatt bleiben. Ich hoffe und bete, dass er die Kinder nicht mit meinem Auto zu diesem Boot bringen und auch nichts trinken wird. Aber ich kann mich bestimmt auf ihn verlassen.

»Tut mir leid, ich war …«

»Kinder!« Ich will nicht hören, warum er sich verspätet hat oder warum er nur ein T-Shirt trägt, obwohl die Platten auf dem Hof hinter ihm vor Frost glitzern. »Komm rein und mach die Tür zu. Du wirst noch erfrieren.« Immer hereinspaziert in meinen Kindergarten, denke ich, doch zugleich möchte ich ihn am liebsten in eine Decke hüllen und mich an seine Schulter kuscheln. Unwillkürlich muss ich seufzen, als ich daran denke, dass diese Zeiten vorbei sind.

»Wie ist es dir ergangen, nachdem du –«

»Tee?«, unterbreche ich ihn und bereue das Angebot im selben Augenblick. Es dauert ewig, bis das Wasser auf dem alten Herd kocht, und ich will nicht, dass die Kinder so spät zurückkommen. Außerdem müssen wir dann mühsam Konversation machen, während wir auf unser brühheißes Getränk pusten und um das herumreden, was eigentlich gesagt werden sollte und für immer ungesagt bleiben wird. Denn dafür ist es nun zu spät. »Mir geht es übrigens gut, danke. Von Grace gibt es nichts Neues.«

Murray nickt nachdenklich. »Ja, Tee wäre nicht schlecht.« Er stellt sich mit dem Rücken zum Herd und spricht Mum an: »Hallo, Mary.« Er weiß nicht, was er sagen soll. »Wie geht's dir?«

Mum starrt auf Murrays Knie, die sich auf ihrer Augenhöhe befinden. Sie antwortet nicht, sondern schluckt nur einmal und blinzelt. Ich dränge mich zwischen die beiden und stelle den Kessel auf die Herdplatte.

»Sie ist unverändert«, erkläre ich ihm. Ich weiß, ich sollte nicht für sie sprechen, doch David hat gesagt, ich müsse sie ins

Gespräch mit einbeziehen, als wenn nichts wäre. »David … ich meine, Dr. Carlyle sieht regelmäßig nach ihr.«

»Machen Ärzte heutzutage noch Hausbesuche?« Murray rubbelt über die Bartstoppeln an seinem Kinn.

»Willst du dir einen Bart wachsen lassen?« Ich hätte David ihm gegenüber nicht erwähnen sollen.

»Wie oft kommt er denn?« Murray lässt nicht locker.

Ich widme mich wieder dem Tee. »Er war gestern da und kommt morgen wieder.« Ich löffle Teeblätter in die Kanne. Hier auf der Northmire-Farm gibt es keine Teebeutel. »Ich glaube, Mum freut sich über seine Visiten.«

»Und du?«

Ich halte seufzend inne und schaue Murray müde an. »Ich bin nicht krank, Murray. Ich brauche keinen Arzt.«

»Ob du dich über seine Besuche freust, meinte ich.« Sein Ton ist nüchtern und bestimmt.

Unwillkürlich lasse ich den Kopf hängen. »Murray, bitte …« Da kommt Alex hereingestürmt. Er hat mitbekommen, dass sein Dad da ist, und drängt ihn, mit ihm eine Runde Gameboy zu spielen. »Du kannst Dad doch gleich im Restaurant dein neues Spiel zeigen«, sage ich, dankbar für die Gnadenfrist.

»Wir gehen also in ein Restaurant, ja? Die vier Stunden mit meinen Kindern sind offensichtlich schon verplant. Das ist ja nett.«

»Eine Stunde hast du durch dein Zuspätkommen verplempert«, murmele ich.

Sofort nimmt Murray Alex' Mantel von der vollgehängten Garderobe und zieht ihn unserem Jungen an. In diesem Augenblick kommt auch Flora hereingelaufen – erfreut, ihren Vater zu sehen, obwohl es ihr schwerfällt, sich auch nur eine Stunde von mir zu trennen – und wird ebenfalls warm eingepackt.

Als sie hinausgehen, dringt eisige Luft ins Zimmer. »Ich

bringe sie um zehn zurück«, sagt Murray in dem befehlsgewohnten Ton, den ich von früher kenne.

Um neun!, will ich rufen, doch ich bringe keinen Ton heraus. Den Rest des Abends sitze ich schweigend neben meiner Mutter und denke darüber nach, was aus meiner Familie geworden ist.

Murray

Es hätte eigentlich besser laufen sollen. Ich hatte vorgehabt, ihr einen Begrüßungskuss zu geben und ihr ein Kompliment über ihr Aussehen zu machen, auch wenn ihre Augenlider heute noch ein bisschen schwerer wirkten und sie vergessen hatte, sich die Haare zu bürsten. Ich wollte meine neue Hose anziehen und den Wagen aus der Werkstatt holen und sie – wenn alles gutging – vielleicht sogar bitten, mit uns zu kommen. Flora bedeutet mir, dass sie Pipi machen muss.

»Halt mal kurz die Stellung, Kumpel«, sage ich zu Alex. Die Puzzles auf dem Platzdeckchen hat er schon fertig.

»Klar, Dad.«

Es war ja nicht so, dass sie mich nicht dahaben wollte. Ich kenne doch Julia. Mein Gott, ich kenne sie praktisch schon seit ihrer Geburt. Die Tatsache, dass sie mich nie richtig ansah, sondern nur auf die Teekanne, auf Mary, auf ihre Fingernägel, macht mir Hoffnung. Julia will immer das haben, was sie nicht direkt ansieht. Also will sie mich vielleicht doch noch.

Bei dem Gedanken muss ich grinsen. Hast du dir die Hände gewaschen?, gebärde ich, als Flora aus der Damentoilette kommt. Statt einer Antwort hält sie mir ihre kleinen, glänzend feuchten Fingerchen hin. Wir gehen zum Tisch zurück.

Die Pizza schmeckt nicht schlecht, auch wenn ich nur gedankenlos darauf herumkaue. Alex mag die scharf gewürzte Pepperoniwurst auf seiner Pizza nicht, also gebe ich ihm die Hälfte von meiner. Ich lasse mir noch einmal erzählen, was

der Weihnachtsmann ihm letzte Woche gebracht hat, denn er rasselt so gern die ganze Liste von Dingen herunter, von denen ich noch nie etwas gehört habe. Er erklärt mir auch gern, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt und ich ihn nicht wie ein kleines Kind behandeln soll. Ich muss noch mal nachfragen, weil ich mich, offen gestanden, nicht daran erinnern kann, was er mir am Telefon erzählt hat. Ich entsinne mich ja nicht einmal mehr an das Telefongespräch.

Unterbrich deinen Bruder nicht, Flora, gebärde ich. Sie ist ungeduldig, weil sie unbedingt ein Vanilleeis haben will, und als es schließlich kommt – ich kann ihr nie lange etwas abschlagen – hat es dieselbe Farbe wie ihr Haar und duftet auch genauso. Das erinnert mich an die Zeit, als sie noch ein Baby war. Als alles noch heil und vollständig und schön war.

»Was hat das Mädchen, das Mum auf dem Feld gefunden hat?« Alex verputzt sein Schokoeis in Rekordzeit.

»Grace Covatta?«, frage ich. Ich kann ihren Namen ruhig nennen, da er sowieso in allen Zeitungen stand. In ganz Witherly – wo es schon ein Ereignis ist, wenn sich jemand den Kopf stößt – gab es nur noch ein Thema. Schon wenige Stunden nach Julias Entdeckung hatte die Presse in dem Matsch am Dorfrand ihre Zelte aufgeschlagen und verbreitete die schreckliche Nachricht in alle Welt. Selbst jetzt, Tage später, lungern im *Three Horseshoes* noch ein paar Reporter herum, die es ebenso sehr nach Informationen wie nach den hausgemachten Speisen gelüstet. »Sie wurde verletzt, Kumpel, aber bald ist sie wieder gesund.«

»Wer hat sie verletzt?«

»Das versucht die Polizei herauszufinden.« Ich weiß nicht, wie ich einem Elfjährigen eine so furchtbare Tat erklären soll.

»Aber wie wollen sie es denn herausfinden?« Wenn er erwachsen ist, will Alex Polizist werden wie sein Onkel Ed.

»Durch gerichtsmedizinische Tests. Indem sie sie befragen

und die Gegend absuchen.« Ich habe genug von dem Thema. Mir reicht es schon, zu sehen, welche Wirkung es auf Julia hat, da will ich nicht noch meinen Sohn mit hineinziehen, auch wenn er noch so erwachsen tut. »Wie wär's?«, sage und gebärde ich. »Hat jemand Lust auf heiße Schokolade auf dem Boot?«

Ich bin froh, dass der Uferpfad heute Abend hartgefroren ist. Schmutzige Schuhe würden Julia nur auf die Idee bringen, dass ich sie hintergehen wollte. Und das ist das Letzte, was ich im Sinn habe. Sie würde behaupten, darin wäre ich Meister.

»Vorsicht!« Alex macht einen Schritt vom Ufer auf das Achterdeck, und Flora schnappt überrascht nach Luft, als ich sie um die Mitte fasse, hochhebe und neben ihrem Bruder absetze. Zum tausendsten Mal ermahne ich Flora, sich von der Reling fernzuhalten, worauf sie sich den Daumen genervt seitlich an den Kopf hält.

»Ich weiß.« Mit acht ist sie vernünftiger als ich.

Ich koche den Kindern einen Becher dampfend heiße Schokolade, und bald ist es in der Kajüte warm und gemütlich. Eine halbe Stunde nachdem ich noch einmal Kohlen im Ofen nachgelegt habe, ist es so unerträglich heiß, dass ich die Luke ein wenig öffne.

»Wieso redet Oma Mary nicht mehr?«, will Alex wissen. »Ist sie jetzt auch taub wie Flora?« Mein Sohn hat schon einen leichten Flaum auf der Oberlippe, und bevor ich ihm antworte, muss ich daran denken, dass er sich wahrscheinlich in weniger als fünf Jahren rasieren wird. »Mum sagt, Oma ist stumm.«

Das ist Julias Gebiet. Ich kann das dünne Eis, auf das ich mich hier begebe, geradezu krachen hören. »Eure Großmutter war auch krank.« Warum ich sie mit Grace Covatta in Verbindung bringe, weiß ich selbst nicht, doch da beide Ereignisse Julias Leben ins Wanken gebracht haben, sind die Grenzen für mich ein wenig verschwommen.

Willst du keine heiße Schokolade, Daddy?, erkundigt sich Flora fürsorglich.

Nein, antworte ich ihr. Doch als sie fragt, ob ich nach der ganzen salzigen Pizza denn keinen Durst hätte, merke ich erst, dass ich tatsächlich durstig bin, und gieße mir einen Scotch ein. In der nächsten Stunde lachen wir viel und erzählen uns Geschichten und setzen uns, in Decken gewickelt, an Deck. Wir warten darauf, dass der Mond herauskommt, damit wir den großen Hecht im Wasser erkennen können. Doch alles, was wir sehen, sind unsere eigenen lachenden Gesichter.

Als Julia elf war, wäre sie beinahe ertrunken. Ich kenne jeden kleinen Schmiss und jede Narbe an ihrem Körper und weiß genau, wann und wie sie sich die Verletzungen zugezogen hat. Der Sommer damals war so heiß, dass die geteerten Wege zäh wie Sirup waren, als wir um die Mittagszeit mit unseren Fahrrädern darüberbretterten.

»Langsamer!«, rief sie. Auch damals besaß sie schon dichtes, glänzendes Haar. Es bauschte sich wie eine rotgoldene Wolke hinter ihr, als sie versuchte, mit meinen wie rasend in die Pedale tretenden Beinen Schritt zu halten. Eigentlich war ich alt genug, um es besser zu wissen, doch ich wollte Julia unbedingt beweisen, dass ich der Schnellste war, und so wartete ich nicht auf sie. Schließlich war es Mick, fünf Jahre jünger als ich, der ihr half, das Fahrrad die Böschung hinunterzuschieben und es unten über den Zaun zu hieven, mit dem der Teich umgeben war. Er hob das Rad viel höher als nötig, nur um zu zeigen, wie stark er war. Dabei sollte ich doch auf sie aufpassen.

Wir setzten uns nebeneinander auf den Steg, der in den künstlich angelegten Teich hinausführte. Die Angel gehörte Mick, aber ich hatte die Köder mitgebracht. Julia streckte sich auf den sonnenwarmen Holzplanken aus, während wir darüber stritten, wer den Wurm auf den Haken stecken durfte. Die Sonne stach uns in den Nacken und rötete Julias dünne Beine.

Plötzlich setzte sie sich auf. »Wer geht mit schwimmen?« Vielleicht hatte sie unsere Zankerei satt, oder es war ihr zu heiß geworden. Jedenfalls zog sie, ohne eine Antwort abzuwarten, ihr Oberteil aus und stand gleich darauf in BH und Shorts am äußersten Ende des Steges.

»Mach keinen Kopfsprung, Ju«, mahnte ich eingedenk des Versprechens, das ich ihrer Mutter gegeben hatte. »Da unten ist ein ganzer Schrottplatz«, fügte ich mit gesenktem Kopf hinzu. Ich hatte noch immer die Würmer im Sinn. Mick und ich schauten erst auf, als wir die Angel auswerfen wollten. Doch da war Julia bereits gesprungen, und die leichten Kräusel auf der Wasseroberfläche hatten fast das Ufer erreicht.

»Wo ist sie?« Ich spähte über den Rand des Steges. »Julia!«, brüllte ich. Die Augen mit der Hand gegen die Sonne abgeschirmt wartete ich darauf, dass sie grinsend und nach Luft schnappend auftauchte. *»Ju-li-a!«*

»Keine Ahnung, aber ihr wird schon nichts passiert sein«, erwiderte Mick.

Wenn das Licht nicht so grell gewesen wäre, hätte ich niemals ihr Gesicht in der trüben Brühe entdeckt. Sie trieb etwa einen halben Meter tief unter der Wasseroberfläche auf dem Rücken, mit geweiteten Nasenlöchern, wie geschwollen wirkenden Lippen und weit geöffneten Augen, und ein dünner Blutfaden zog sich von ihrer Schläfe aus durchs Wasser.

»Scheiße«, hörte ich Mick noch sagen, als ich sprang. Ich war noch nicht ganz im Wasser, da hatte ich sie schon gepackt und brüllte Mick an, mir zu helfen. Ich weiß nicht mehr, wie wir sie herausgezogen haben – bei der unsanften Prozedur schrammte sie sich den Rücken an dem morschen Holz auf –, doch irgendwie gelang es uns, sie zu retten. Was mir von diesem Tag am nachhaltigsten in Erinnerung geblieben ist, wie

weich ihre Lippen waren, als ich Julia Marshall zum ersten Mal küsste.

»Ihr seid zu spät«, sagt sie mit harter Stimme. Am liebsten würde ich versuchen, sie mit meinem Lächeln zu besänftigen, wie damals, als wir noch Kinder waren. Doch das würde Julia auch nicht milder stimmen. Die Kinder laufen ins Haus, während ich in der Küchentür stehen bleiben muss – und das in einem Haus, in dem ich als Kind fast die ganze Zeit herumgehangen habe.

»Bloß eine halbe Stunde«, sage ich und schaue auf meine Armbanduhr. Ich brauche einige Sekunden, bis ich merke, dass die Uhr nicht mehr da ist, und noch ein bisschen länger um mir einzugestehen, dass ich nicht mehr weiß, wo ich sie gelassen habe.

»*Zwei* Stunden!«, schreit sie. »Ich bin vor Angst fast verrückt geworden!«

Sie will die Tür zuschlagen, doch mein Fuß steckt dazwischen. Da muss ich lachen, obwohl es weh tut. Julia macht ein Geräusch zwischen Aufschrei und Knurren und wird rot. Sie reißt die Tür wieder auf und stellt sich ganz dicht vor mich, so dicht, als wollte sie mich küssen oder ohrfeigen. Unsere Nasen stoßen fast aneinander, und plötzlich rät mir eine innere Stimme, besser schnell zurückzutreten. Doch ich höre nicht darauf, weil ich Julia noch einen Augenblick länger nahe sein will. Vielleicht kommt so eine Gelegenheit nie wieder.

»Du hast getrunken. Du hattest die Verantwortung für meine Kinder, warst mit meinem Auto unterwegs und hast doch tatsächlich getrunken.« Sie holt tief Luft und weicht zurück. »Verdammt, Murray, wie konntest du nur?«

Sie hämmert mit den Fäusten an die Wand.

»Ich meine, die Kinder … der Wagen …« Bei dem Gedanken an unsere Kinder werden ihre Züge ein wenig weicher.

»Mein Gott, Murray, du bist der blödeste Kerl, den ich je gesehen habe.«

Sie lässt sich auf einen Stuhl fallen und vergräbt das Gesicht in den Händen.

»Es ist nicht so, wie du denkst. Ich bin gefahren, *bevor* ich was getrunken habe.«

Sie blickt auf. »Und wo hast du dann getrunken?«

»Auf dem Boot.« Ich könnte mich ohrfeigen, weil mir das rausgerutscht ist.

»Wann wirst du endlich begreifen, dass ich meine Kinder nicht auf diesem alten Kahn sehen will?«

»Ich habe ihnen heiße Schokolade gemacht, und wir haben im Mondlicht nach Fischen Ausschau gehalten.«

Julia stößt einen Seufzer aus. »Und wenn sie nun reingefallen wären und du hättest es nicht einmal gemerkt, weil du …« Sie kann sich nicht überwinden, es auszusprechen.

»Betrunken warst? Wolltest du das sagen, Julia?«

Sie nickt, ohne mich anzusehen.

»Du meinst, sie hätten ertrinken können wie du, als du in Becks Teich gefallen bist und ich dich rausgezogen habe?«, frage ich.

Beide sind wir in Gedanken wieder dort. Die Sonne brennt auf uns herab, und Mick steht schreiend neben mir, während ich meinen Atem in ihren Mund presse, bis sie das bräunliche Wasser ausspuckt und sich ihre Brust endlich wieder hebt und senkt. Auch ihr Gesicht nimmt wieder Farbe an. Ich mochte mir selbst kaum eingestehen, dass ich – der große Bruder ihrer besten Freundin, derjenige, der auf sie aufpassen sollte – meine Lippen ein wenig länger als nötig auf die ihren drückte.

»Ein Scotch, Julia. Einer oder zwei, das war alles. Draußen auf meinem Boot, wo ich zusammen mit meinen Kindern die Fische beobachten wollte. Sie hatten ihren Spaß. Pizza und Eis gab es vorher genug. Tut mir leid, ich wollte dich nicht beunruhigen.«

»Heute einer, morgen zwei und dann drei.« Sie nimmt den Wasserkessel vom Herd.

»So ist das nicht mehr.«

»Ach nein?« Sie dreht sich um, und plötzlich erkenne ich sie nicht wieder. Ihre sanften Rundungen, ihr Leuchten – nichts ist mehr da. Sie hat abgenommen und wirkt zerbrechlich, als könnte sie jeden Augenblick in Stücke gehen.

Da kommt er in die Küche und stellt sich neben Julia. Er atmet die Luft, die ich atmen sollte, und spricht das aus, was ich hätte sagen sollen. Julia weiß nicht, wo sie hinsehen soll, als meine Blicke zwischen ihnen hin- und hergehen.

»Es wird alles wieder gut.« Seine volltönende Stimme überzeugt sogar mich. Er hat mich noch nicht bemerkt und legt Julia eine Hand auf die Schulter. »Vertrauen Sie mir«, fügt er mit seinem Dauerlächeln hinzu.

Julia schaut mich mit großen erschrockenen Augen an und schiebt sich eine Haarsträhne hinters Ohr. »David«, sagt sie nervös, und da weiß ich, dass sie es einfach hinter sich bringen will. Julia würde die Situation niemals ausnutzen, um mich zu kränken. »Das ist Murray, der Vater von Alex und Flora.«

David dreht sich um und betrachtet mich kurz. »Ich bin sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Murray. Ihre Kinder machen Ihnen alle Ehre.« Ich merke gar nicht, wie er durch den Raum auf mich zukommt, aber auf einmal ist er da und streckt mir die Hand entgegen. Ich soll sie schütteln und damit in aller Form erklären, dass ich einverstanden bin. »Ich bin Dr. David Carlyle und kümmere mich um Mary«, fügt er noch hinzu.

Nach kurzem Zögern sage ich merkwürdig langsam und einfältig: »Ach wirklich?« Und als ich seine Hand nehme und die glatte, warme Haut an meinen Fingern spüre, weiß ich, dass Julia mir genau in diesem Augenblick entgleitet.

»Ihre Mutter schläft jetzt«, erklärt er an Julia gewandt. »Ich habe ihr etwas zur Beruhigung gegeben.«

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind«, erwidert Julia

leise. Sie schaut mich nicht an, sondern presst leicht die Lippen zusammen, streicht sich den Pullover glatt und richtet sich ein wenig auf. Sie ist froh, dass der gefürchtete Moment ohne Zwischenfall vorübergegangen ist.

»Ich dachte immer, die Kasse zahlt nicht für Hausbesuche.«

David denkt einen Augenblick lang schweigend über meine Bemerkung nach. Sein Gesicht mit den winzigen Fältchen ist freundlich. »Grundsätzlich haben Sie recht. Doch Mary ist eine ganz besondere Patientin. Julia machte sich Sorgen um sie, deshalb bin ich hergekommen. Das ist überhaupt kein Problem.« Julia ist wie geblendet von seinem strahlenden Lächeln, das die ganze Küche erhellt.